

AUSGABE 59

SEPTEMBER - DEZEMBER 2015

# ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

## *1945... so ging es weiter*

*Sehr geehrte Leserinnen und Leser,*

bereits in den letzten Ausgaben haben wir das Kriegsende 1945 und die unmittelbare Zeit danach mit einigen Beiträgen aufgegriffen. Anlass war am 8. Mai 2015 der 70. Jahrestag, der in vielen Medien gewürdigt wurde.

Nun haben wir uns mit den folgenden Nachkriegsjahren befasst, die an eine sich im langsamen Aufbruch befindliche Bundesrepublik erinnern.

Außerdem blicken wir in eigener Sache auf drei Anlässe zurück:

Die Präsentation der sechsteiligen DVD-Reihe „Hamburger Zeitzeugen berichten 1933-45“ im Metropolis-Kino von Rolf Jacobson und Gunter

Cornehl. Viel Applaus und „Danke!“ für die professionelle Arbeit! (S. 22)

Unsere aktive Teilnahme bei der Begegnung mit Überlebenden der Atombomben-Abwürfe auf Hiroshima und Nagasaki in Anwesenheit von Bürgermeister Olaf Scholz. Eindrucksvoll! (S. 20)

Und – last but not least – die Neuerscheinung der Quickborner Zeitzeugen „... erlebt und aufgeschrieben“. Fast 200 Seiten Berührendes und Bewegendes. Gratulation! Tolles Buch! (S. 23)

*Ihre Redaktion*

## *Entnazifizierung und „Persilschein“ (1940-1956)*

Am 2. November 1945 wird mein Vater vom Landrat des Kreises Soltau aus politischen Gründen entlassen. Am 26. Mai 1946 richtet er, darauf Bezug nehmend, per Einschreiben eine Anfrage an die Militärregierung (!) in Soltau, sinngemäß mit der Bitte um Wiedereinstellung.

Er war, so schreibt er, 1933 im „Stahlhelm“, Bund der Frontsoldaten [er war seit 1926 Mitglied], der von der S.A. übernommen wurde. Somit sei er nicht freiwillig in der S.A. gewesen. Seit April 1940 bis zum Zusammenbruch 1945 habe er an keinem S.A.-Dienst mehr teilgenommen [stimmt]. 1937 sei er in die Partei (NSDAP) gekommen, ohne dass er sich darum bemühte, doch habe er sich weder parteipolitisch betätigt noch Parteiversammlungen besucht. „(...) In Chrzanów“, schreibt er weiter (d.h. im damals, 1940/41, von Deutschland besetzten Polen) „war ich in der Passabteilung tätig und habe vorzugsweise für Juden Pässe und Grenzübertrittscheine ausgestellt. Nachstehend aufgeführten jüdischen Einwohnern der Stadt Chrzanów habe ich mehrfach geholfen und war häufig Gast in deren Familien: Viehhändler Friedmann, Bierbrauer Grajower, Zimmer, Schneider Mayer, Geschäftsinhaber Ascherleser, Mandelbaum. (...) Ende 1940 erkrankte ich in Chrzanów an einer Kehlkopfentzündung und habe es gerade den obigen Personen zu verdanken, dass ich

gesundete, indem sie mich pflegten und mit Stärkungsmittel(n) versorgten. (...) Ich bin bereit, mich, sofern diese Leute noch am Leben sein sollten, mit denselben in Verbindung zu setzen, um die Glaubwürdigkeit meiner Angaben nachzuweisen und versichere ausserdem an Eides statt, dass die von mir gemachten Angaben auf Wahrheit beruhen. Einer geneigten Antwort gern entgegengehend, zeichne ich hochachtungsvoll ...“ Unterschrift. Handschriftlich vermerkt: *Rückantwort nicht erhalten.*

Nun wollten ja nach dem Krieg viele Deutsche gern wieder eine „weiße Weste“ haben, im Volksmund Persilschein genannt. Mein Vater hat, ohne sein Zutun, auch eine solche Bescheinigung erhalten. Gach Henryk, Leiter der städtischen Grundstücksverwaltung (?) in Walbrzych (deutsch: Waldenburg), schreibt am 3.1.1947 auf Polnisch und Deutsch, Letzteres hier wiedergegeben wie im Original:

Uebersetzung der Bescheinigung

Hiemit bescheinige ich und erkläre an Eides statt, dass mir in Besetzungszeiten bekannter Deutscher Heinrich Günther während Seiner Dienstzeit in Chrzanow als Landratsbeamter, obwohl er der Partei angehörte war in guten Verhältnissen mit Polen auch wie mit den Juden – dadurch, dass er denen mit Ausstellung von Passierscheinen zur Flucht nach so genannten Generalgouvernement geholfen hat, die zum Ueberschreiten

der Grenze notwendig waren. Mich persönlich hat er vor wiederholter Ausführung in Konzentrationslager durch Ausstellung eines Durchlassscheines nach Böhmen, gerettet. Ausserdem wiederholt hat er sich kritisch gegen die Partei und Gestapo vor Polen wie auch Deutschen ausgesprochen. (...) verdient die volle Rehabilitation. – Unterschrift. Darunter, handschriftlich: *Ich glaube (...), dass dies genügen wird, denn Du weisst, wir stellen für die Gräueltäter keine Befürwortung (...) aus.*

Mein Vater hat diese Bescheinigung nicht für sich genutzt.

1948, am 22.10., kam dann die sogenannte Entnazifizierung (Auszug): Entnazifizierungs-Hauptausschuß des Kreises Soltau (...) ergeht (...) folgende Entscheidung:

Der Betroffene ist entlastet (Kategorie V [„Mitläufer“]).

Und schließlich kam eine Nachfrage: 17.2.1956 Landgericht Darmstadt, 4. Entschädigungs-Kammer: Betrifft Entschädigungssache Mojsche Eliezer Zolty-Stanislawski gegen das Land Hessen: „Das Gericht ist bemüht, die Umstände aufzuklären, unter denen die jüdische Bevölkerung von Chrzanow (deutscher Name: Krenau) und Umgebung während des 2. Weltkrieges leben musste. Da Sie früher in Chrzanow gewohnt haben (...) Sie werden daher gebeten (...)“

1.3.1956 Antwort (Auszüge): *Verbote und Strafandrohungen waren auch in Ch. an der Tagesordnung; Schließung von jüdischen Geschäften und Ausweisungen aus der Wohnung*

*usw. Ausgangsbeschränkungen haben bestanden. Die Einführung des Judensterns muß in Ch. ca. 1940 erfolgt sein. Die jüdische Bevölkerung war gezwungen, öfter den Wohnraum zu wechseln, falls derselbe für andere Personen benötigt wurde. Sie wohnte auf engstem Wohnraum zusammen. Ich habe des öfteren die Abende bei jüdischen Familien verbracht und weiß daher, wie erbärmlich sie lebten und dennoch gegen mich sehr gastfreundlich gewesen sind. Zu meiner Zeit hat es in Chrzanow noch etliche jüdische Geschäfte, Gastwirte, Weißwarengeschäfte, Schneider, etc. gegeben. Als Bewohner von Ch. habe auch ich hier gekauft. Von Arbeitsverhältnissen der Juden kann man nicht sprechen, und wenn schon dann nur von Zwangsarbeit. Die Lebensverhältnisse der Juden waren bestimmt nicht rosig zu nennen, wer von der Lebensmittelkarte leben mußte, war dem Hungertode preisgegeben, – langsam aber sicher – . Die Verpflichtung der [= zur] Zwangsarbeit war wohl Sache des Arbeitsamtes, es wurden öfter Razzien auf offener Straße gegen die jüdische Bevölkerung abgehalten, bei denen Männer und Jünglinge zum Bahnhof unter Bewachung abgeschoben wurden, – wohin, entzieht sich meiner Kenntnis. (...) Ich habe sehr viel mit der jüdischen Bevölkerung dienstlich bei der Ausstellung von Pässen und Grenzübertrittsscheinen zu tun gehabt und kannte daher die Nöte und Sorgen derselben, einschl. der Polen. [Eidesstattliche Versicherung, Unter-*

schrift]

Anmerkung: Wer in Zeiten der Diktatur Pässe ausstellt und damit das Ausreisen ermöglicht, hat eine Machtposition inne, auch wenn er kein „großes Tier“ ist. Deshalb wurde mein Vater von den Juden hofiert und von diesen wie auch von Polen eingeladen, vor allem abends. Gedeckt

oder sogar gefördert wurde sein Verhalten von seinen damaligen Vorgesetzten – jedenfalls so lange, bis dies irgendjemand auffiel, der das höheren Orts meldete. Danach wurden alle Beteiligten nach Deutschland zurückbeordert.

*Claus Günther*

### *Rückkehr in ein ziviles (Über-) Leben 1945*

Der alte Strategie von Clausewitz hat sich einmal sinngemäß geäußert: „Der Krieg ist nichts Anderes als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln“. Im Umkehrschluss könnte man jetzt auch sagen, dass der Friede nichts Anderes ist, als die Fortsetzung des Krieges mit anderen (friedlichen) Mitteln.

So stand ich dann, der Zwangsarbeit der Amerikaner entronnen (Hochtauernkraftwerk Kaprun), aber immerhin noch im Besitz eines D2-Scheines (der offizielle Entlassungsschein als Soldat) auf dem Hauptbahnhof Hannover Anfang August 1945.

Sieben Jahre Zwangsjacke (Arbeitsdienst und Wehrpflicht) gehörten nunmehr der Vergangenheit an, sieben Jahre zwischen 18 und 25 Lebensjahren.

In Hannover besuchte ich meine Schwiegermutter in spe und erinnere mich deutlich ihres einigermaßen entsetzten Gesichtsausdrucks, als sie meiner ansichtig wurde („Unrasiert und fern der Heimat“). Als ich aber

die nahe Ankunft ihrer Tochter (meiner „Braut“) avisierte, hellte sich ihre Miene sichtlich auf.

Ich marschierte zurück zum Bahnhof und bestieg dort einen Güterzug, dessen Waggons zum Teil mit sog. „Bremserhäuschen“ ausgestattet waren. Leider war das von mir anvisierte Häuschen schon besetzt. Bevor ich den Rückwärtsgang einschalten konnte, lud mich der Insasse ein, doch Platz zu nehmen. Er rückte so beiseite, dass wir mit je einer Gesäßhälfte auf dem Hocker sitzend zusammen nach Hamburg fuhren. Für damalige Verhältnisse war das sozusagen eine komfortable Art des Reisens, die man heutzutage mit ICE 1. Klasse vergleichen könnte.

Wer war dieser gastfreundliche Mensch: ein „Filmschaffender“, bekannt als „Fiesling der Nation“, Harald Paulsen, der, wie ich, auf dem Weg nach Altona war, um dort in der „Kleinen Komödie“ im Guttemplerhaus Altona, Allee 108, ein Theaterengagement anzutreten, wozu auch Franz Schafheitlin, Günter Lüders

und Grete Weiser gehörten.

Mir ist selten ein so gastfreundlicher Mensch über den Weg gelaufen wie dieser Harald Paulsen, der mir aus den Vorräten seines Rucksacks eine Scheibe Brot und ein Stück Speck anbot. Was das in der damaligen Zeit bedeutete, kann nur der ermessen, der wie ich eine intensive Hungerperiode erleben musste.

In Altona angekommen, brauchte ich nur wenige Schritte zu dem viergeschossigen Mietshaus, in dem meine Mutter als Ausgebombte ein neues Domizil gefunden hatte. Ich konnte sie wohlbehalten in meine Arme schließen. Sie stellte mir einen Untermieter vor, den sie in ihre Wohnung aufnehmen musste und sagte mir, dass eins von den drei Zimmern für mich als „potentieller Heimkehrer“ reserviert war. Aber in welchem Zustand befand sich das Ganze! Noch im März 1945 war eine Bombe mit Aufschlagzünder in der Nähe niedergegangen, die auch dieses Mietshaus kräftig „durchgerüttelt“ hatte. So fehlten u. a. Dachziegel und Fensterscheiben.

Das Thema Nr. 1 war vor diesem Hintergrund: „Wie bekommen wir das Dachgeschoss und die unter dem Dachgeschoss liegende Wohnung einigermaßen winterfest?“ Da kam uns ein glücklicher Zufall entgegen. Verwandtschaftliche Beziehungen ermöglichten den Kontakt mit einer Baufirma, deren Chef den baulichen Zustand begutachtete und uns für die Renovierung Handwerker und eine Fuhre Sand zur Verfügung stellte.

Holz- und Eisenscheine wie auch Scheine für Dachziegel mussten wir besorgen, auch zwei Sack Gips und vier Sack Zement, die der Fachmann für notwendig hielt, unterlagen in ihrer Beschaffung unserem Improvisationstalent. Es treibt mir noch heute die Schamröte ins Gesicht, wenn ich daran denk, mit welcher kriminellen Energie ich ausgestattet war, um im Schutze der Dunkelheit von einer nahegelegenen Baustelle den Zement zu „organisieren“ (klauen). Den Gips besorgten meine Frau und ich aus dem Harz, deklariert als „Künstlergips“, wo ihr Onkel bei Ellrich (SBZ!) Direktor eines Gipsbergwerkes war.

So blieb im nächsten Winterhalbjahr nur die Frage der Fenster ein ungelöstes Problem. Ein provisorisch installierter sog. eiserner Kanonenofen, der sehr schnell zum Glühen gebracht werden konnte, aber genauso schnell wieder erkaltete, bewahrte uns vor dem Erfrieren (vorne Brandblasen, hinten Frostbeulen).

Um diesen Ofen in Betrieb zu setzen, war es naheliegend, Kohlen zu beschaffen, was leider legal in der damaligen Winterperiode ausgeschlossen war. Ich ersparte mir das Gedränge bei der „Erstürmung“ der Güterwagen mit den „Bäckerbriketts“, in dem ich den noch einigermaßen intakten Lokomotivschuppen aufsuchte, in den regelmäßig Loks mit ihren Kohletendern zu Wartungszwecken standen. Ich kletterte von Tender zu Tender und sammelte im trüben Funzel-Licht Kohlen-

reste zusammen.

Doch eines Nachts erwischte mich der Strahl einer Taschenlampe, und ich landete beim Fluchtversuch in einem benachbarten Wartungsschacht. Den Trägern der Taschenlampe, es waren zwei Bahnpolizisten, muss ich, der ich blutverschmiert in dem Schacht lag, so erbarmungswürdig vorgekommen sein, dass sie mich aufrichteten und offensichtlich froh waren, dass ich bei diesem Sturz keine Frakturen erlitten hatte. Sie begleiteten mich aus dem Bahngelände, und der Gipfel der Menschlichkeit in der damaligen Zeit war, dass einer der beiden Polizisten mir noch meinen halbvollen Kohlenbeutel in die Hand drückte und mich fragte, ob ich allein nach Haus gehen könnte.

Den entsetzten Gesichtsausdruck meiner Frau, ob meines desolaten Zustands sehe ich noch vor mir.

Diese ganzen Lebensumstände der damaligen Zeit mussten ja auch finanziert werden. Meine Mutter mit ihrer kleinen Witwenrente hatte Vollmacht für mein Sparbuch, auf das sich knapp 2.000 Reichsmark angesammelt hatten. Meine Bratsche, auf der ich mich in jungen Jahren vergeblich abgemüht hatte, Paganini und Menuhin Konkurrenz zu machen, „versilberte“ ich für 5.000 Reichsmark an einen seriösen Instrumentenhändler am Gänsemarkt.

Im Übrigen war in einer Nebenstraße von der Reeperbahn, in der Talstraße, die „Hochburg“ für die kleinen Schwarzmarktgeschäfte. Als die finanziellen Quellen erschöpft waren

und berufliche Perspektiven immer noch nicht in Sicht waren (die Ingenieurschule war noch bis Anfang der 50er Jahre ein Trümmerhaufen), musste ich mich nach anderen Gelegenheiten umsehen, um uns „über Wasser zu halten“.

Vor dem Hintergrund meiner guten Ortskenntnisse im Raum Bad Harzburg – Ellrich – Wernigerode und der Tatsache, dass zwischen der Sowjetzone (SBZ) und der britischen Besatzungszone der gesamte Postverkehr zum Erliegen gekommen war, entdeckte ich eine Marktlücke. Ich gab eine Annonce auf und diente mich an als „Geschäftsreisender“, familiäre Kontakte zu den Familien in der SBZ herzustellen.

Was passierte am Tage nach der Veröffentlichung dieser Annonce? Die Menschen standen Schlange von der Wohnungstür bis auf den Bürgersteig. Ich hatte offenbar keine „Marktlücke“, sondern ein „Marktscheunentor“ entdeckt. So fuhr ich dann verschiedene Male nach Berlin, passierte im Harz – alles nur nachts – schließlich war ich ja mal als Nachtjäger ausgebildet worden – die Grenze im Raume Ellrich, warf meinen Rucksack über die Oker, wo sie noch als Bach dahinplätscherte, sprang hinterher, ging zu Fuß nach Wernigerode runter, fuhr morgens nach Berlin, klapperte mit mehr oder weniger Erfolg die mir mitgegebenen Adressen ab, übernachtete in einer vorgefundenen dunklen Wartesaalecke und trat dann später im Schutze der Dunkelheit den entsprechenden

Rückweg an. Auf diese Weise kassierte ich zwischen 3.000-5.000 Reichsmark pro Einsatz als „Erfolgshonorar“.

Bei meiner vierten „Exkursion“ bin ich in leichtsinniger Weise bei der Überquerung der Oker einem russischen Soldaten, der als Wachablösung unterwegs war, fast auf die Füße gesprungen. Sein „Stoj!“ und das Durchladen seiner Kalaschnikow ist mir heute noch gegenwärtig. Ich wurde von ihm in das nahegelegene Wachhäuschen, auf dem Dach ein rotleuchtender Stern, hingeführt und war Gottseidank dort kein Einzelgänger. Die Russen wussten wahrscheinlich nicht wohin mit den vielen Grenzgängern (ganze Familienverbände waren dem Wachpersonal schon in die Hände gefallen). Ich bekam schnell heraus, dass die Russen die Leute nach einem kurzen har-

schen Verhör wieder dahin zurückschickten, von wo sie kamen und nicht etwa dahin, wo sie hinwollten.

Da ich ja nach Berlin wollte, sagte ich, ich wollte nach Hamburg, worauf ich prompt nach Berlin zurückgeschickt wurde. Das hatte den Vorteil, dass ich diesmal in voller Lebensgröße auf der Straße nach Wernigerode hinunter gehen konnte, da ich nunmehr legal unterwegs war.

Auf diese Weise relativ viel Geld zu verdienen, konnte natürlich nicht von Dauer sein. Ich nahm daher später die Gelegenheit wahr, mich an der Volkszählung für die britische Besatzungszone zu beteiligen. Damit hatte ich den Fuß in der Tür zu einem „bürgerlichen Leben“, das in relativ normalen Bahnen verlief, mindestens gemessen an dem, was mir die Lebensumstände bis dahin geboten hatten.

*Wilhelm Simonsohn*

## *Milchkanne auf Glatteis*

(1947)

1947 war ich fünf. Da gibt es an die ersten Nachkriegsjahre nicht so viel Erinnerung. Mir fällt deshalb nur wenig ein.

Das wichtigste: An „Not“ erinnere ich mich nicht. An kaputte Häuser erinnere ich mich auch nicht. Gut, ich war fünf, und ich wohnte in Blankenese. Da gab es für mich eigentlich nur ein kaputtes Haus im Zentrum: die Post. Das war ein weißes Gebäude an der Ecke Auguste-Baur-Straße und irgendwie unvollständig, die Mauern

verliefen nicht bis ganz nach oben und Fenster waren wohl auch ohne Glas. Ein unvollständiges Bild von „Ruine“ tut sich auf. Obwohl an dem Haus noch der Post-Briefkasten hing – und in den musste ich ab und zu den Brief an meinen Vater einwerfen.

Wir wohnten in Blankenese bei meiner Tante in einem einzelnen Zimmer. An einem Sonntagmorgen – meine Mutter schlief lange und ich als Kind war natürlich früher zugange – lud meine Tante mich einfach zu sich an

den Frühstückstisch. Sie war Witwe, ich war so etwas wie ihr Kind- oder Enkelersatz, und ihr Frühstückstisch war auch deshalb gut gedeckt, weil sie öfter als wir Pakete aus Amerika bekam. Es gab ein Ei. Sie köpfte ein Ei und ich bekam das Oberteil. Das fand ich sehr nett und es schmeckte auch. Später erzählte ich das natürlich meiner Mutter. Sie fand das unmöglich, und schofelig. Wieso bekam ich nur die obere Hälfte, wieso nicht ein ganzes? Solche falsche Sparsamkeit!

Ich konnte den Ärger nicht verstehen. Aber seitdem weiß ich, dass ein Ei in der Nachkriegszeit eben etwas Besonderes war. Und auch meine Tante konnte damit nicht aasen.

Eine andere Erinnerung ist die an die kaputte Milchkanne. Es war der Katastrophenwinter 1946/47. Unsere Straße war, auch auf dem Gehweg, eine spiegelglatte Eisfläche lange Zeit. Der Milchmann war ein paar Häuser weiter in unserer Straße. Ich musste mit einer Steingutkanne Milch holen. Das erinnere ich noch sehr gut. Die Kanne hatte an einer der Seiten einen Griff, sie war bauchig und gerillt und die Rillen waren rot und blau. Beim Milchmann standen an der Wand auf Böcken große Milchkannen aus Zinn. Daran hingen Messbecher mit einem langen Griff, eben zum Hängen, zu 1/8, 1/4 und 1/2 Liter.

Wie viel Milch ich an diesem Tag holte, weiß ich nicht. Jedenfalls: Kurz vor unserem Haus rutschte ich auf der Eisfläche aus – und die Kanne zerbrach. Die Milch war weg.

Meine Mutter hatte das gehört, kam

heraus und schimpfte furchterlich. Ich fand das ja auch schlimm – aber ich meinte die Milch, denn die gab es an diesem Tag nicht mehr. Man konnte nur einmal am Tag Milch bekommen. Meine Mutter schimpfte aber darüber, dass ich nicht aufgepasst hatte – hatte ich doch aber – und dass die Kanne kaputt war. Die Kanne! Die Kanne war zerbrochen! Wie sollten wir nun Milch holen?

Dass das ein Problem war und es ja nichts zu kaufen gab, hat sich mir durch dieses Ereignis eingepägt, bis heute. Abgesehen davon, dass das Schimpfen ungerecht war, denn ich konnte ja wirklich nichts dafür. Es war doch so glatt!!

Ein andermal war ich mit meiner Mutter in der Stadt, an den Landungsbrücken. Aus ihren Aufzeichnungen weiß ich, dass das wenige Tage nach der Währungsreform war. Schon die S-Bahn-Fahrt zu den Landungsbrücken bzw. in die Stadt war ein Ereignis, das gab es nicht häufig. Was sollten wir in der Stadt und es kostete ja auch viel Geld, die S-Bahn-Fahrt.

Wir waren auf der Seuten Deern, einem Restaurantschiff, und ich bekam Kakao. Kakao! Das war etwas ganz Außerordentliches. Kakao kannte ich noch gar nicht. Und in einem Café waren wir auch noch nie.

Das waren nur ganz wenige Erinnerungen. Und nur aus der Rückschau kann ich sie als etwas Besonderes erkennen – gerade, weil sie sich mir eingepägt haben in die Erinnerung.

*Carsten Stern*

## *Ein Leben ohne Bankkonto*

*(1950er bis heute)*

Nach dem Krieg gab es keine Bankautomaten. Die Wenigsten hatten ein eigenes Bankkonto.

Meine Mutter besaß ein Post-Sparbuch. Alle Ausgaben wurden bar bezahlt oder per Postüberweisung. Die Miete genauso wie mein Schulgeld oder das Geld, das mein Vater an meine Mutter für unseren Lebensunterhalt bezahlte. Eine Bank hatte anderes zu tun, als sich um die Geldgeschäfte der „kleinen Leute“ zu kümmern.

Noch in den fünfziger Jahren, als ich in den großen Ferien bei Merck in Darmstadt am Fließband für 99 Pfennig die Stunde mir etwas dazuverdiente, bekam ich das Geld wöchentlich in einer Tüte von der Personalabteilung überreicht.

Nach der Schule arbeitete ich in den Semesterferien immerhin schon für 2,50 Mark die Stunde. Für 1956 war das ein gut bezahlter Ferienjob. Und auch damals bekam ich das Geld wöchentlich in der Tüte ausgezahlt.

Erst als ich 1964 in der Werbeagentur nach der Probezeit eine Festanstellung bekam für 500 Mark im Monat, wofür ich von meinen ehemaligen Kommilitonen beneidet wurde, bat man mich, mir ein Bankkonto einzurichten. Die Kontoauszüge wurden mir damals noch nach Hause geschickt.

1972, als ich zu einer Weltreise mit Endziel Japan startete, riet man mir zu einer American Express Card und

American Express Traveller-Checks. Die kaufte ich intelligenterweise in Deutscher Mark anstatt in Dollar, was im mittleren Westen Amerikas zu etlichen Schwierigkeiten führte. Dort hatte man nämlich noch nie etwas von einer Deutschen Mark gehört oder gesehen. Kurs damals 1:4!

Die Benutzung der Kreditkarte war für mich äußerst gewöhnungsbedürftig. War es mir doch zunächst ausgesprochen peinlich, in den USA ohne Bargeld zu bezahlen.

In Japan aber sicherte mir die Kreditkarte mein Dasein, um immer genügend Bargeld zu haben. Denn der in Deutschland versprochene Bankverkehr mit der Dresdner Bank entpuppte sich als reines Korrespondenzbüro. So war ich durch American Express und der wöchentlichen Auszahlung des Mindestbetrages in Yen abgesichert.

Und heute? Immer noch zahlen wir am liebsten in bar. Überall versorgen uns Geldautomaten rund um die Uhr mit Bargeld. Auch in Frankreich gibt es überall Geldautomaten, aber der bargeldlose Verkehr ist längst zur Gewohnheit geworden. Viel mehr als bei uns werden dort die Bankgeschäfte im Internet erledigt.

Der Staat fördert den bargeldlosen Verkehr, um den Schwarzgeldmarkt zu unterbinden. So werden kleinste Beträge mit Visa Card bezahlt, während bei Edeka zum Beispiel noch nicht einmal die EC-Karte bei Beträ-

gen unter 5 Euro akzeptiert wird.

Gleichzeitig gibt es in Frankreich kaum noch Kundendienstschalter der Banken, man benutzt die Geldautomaten und das Internet. Auf den Bahnhöfen gibt es keine Schalter mehr. Fahrkarten werden mit Bankkarte im Automaten gelöst. Museumsbesuche werden über das Internet

im Voraus gebucht, um lange Warteschlangen zu vermeiden und um Personal einzusparen. Bei Flügen werden Sitzplätze direkt mit der elektronischen Buchung zugeteilt. An den Schaltern wird nur noch das Gepäck eingecheckt. „Schöne neue Welt“.

*Ingeborg Schreib-Wywiorski*

## *Glasbruch*

An der Düsternstraße, Ecke Alter Steinweg (Hamburg) wird seit Tagen ein großer Häuserkomplex Stockwerk für Stockwerk mit der Abrissbirne abgerissen. Noch stehen die Gerippe vom Erdgeschoß und erstem sowie zweiten Stock mit ihren Fassaden.

Heute, 70 Jahre nach Kriegsende, denkt kaum noch einer an die ähnlich aussehenden Ruinen von damals. Und noch ein großer Unterschied. Während sich damals kaum ein Haus, das nicht zerstört war, noch mit vollständigen Fensterrahmen und intakten Fensterscheiben schmücken konnte, hier gibt es sie noch. Sinnlos kom-



## *(1945 und heute)*

plettieren sie die Wand, bis die Abrissbirne auch sie niederreißen wird. Keiner kann sie gebrauchen. Also weg damit. Oder?

Ich denke an das Schweigen der Stalinorgeln und sehe unsere leeren Fensterhöhlen, verklebt mit Packpapier und Pappe.

Was hätten wir damals für diese Scheiben gegeben, vorausgesetzt, meine Mutter konnte auch den notwendigen Fensterkitt organisieren. Ein Mann, der Glas-Fenster zuzuschneiden und einzusetzen wusste, musste natürlich auch gefunden werden. Und irgendwie klappte es bis zum kommenden Winter. Wenn auch das damals dünne Glas nicht alle Kälte abhalten konnte. Aber jedes Provisorium war besser als nichts.

Was geht jetzt den Ukrainern, Syrern oder Irakern durch den Kopf beim Anblick dieser verschwenderischen Zerstörung? Was würden sie für solche Fenster geben, wenn sie sie nur in ihre Heimat bringen könnten?

*Ingeborg Schreib-Wywiorski*

## *Fünzigere Jahre: Eine ganz andere Zeit*

Ja, wieso eigentlich? Es war doch unser Land, Bundesrepublik Deutschland! Wieso soll da etwas anders gewesen sein als heute, 2015, 60 Jahre später?

Denken wir einmal von damals zurück – 60 Jahre früher, 1895. Da fällt uns Nachgeborenen doch wirklich sehr viel ein, was „damals“, 60 Jahre zuvor, anders war, vollkommen anders.

Es gab keine Autos, kein Flugzeug, keine Sowjetunion, keinen Urlaub, es gab Sütterlin und die Reichsmark, es gab den Kaiser und die Sozialistengesetze und das Preußische Allgemeine Landrecht.

Und heute, was war von heute aus gesehen vor 60 Jahren anders? Nichts Spektakuläres?

Nun ja, wir haben immer noch den gleichen Staat und die gleichen Institutionen wie vor 60 Jahren, einen Bundespräsidenten, einen Bundeskanzler – halt, den schon nicht mehr, wir haben eine Bundeskanzlerin. Eine Frau als Regierungschefin wäre vor 60 Jahren schier undenkbar gewesen. Man stelle sich das vor: Statt Adenauer eine Frau! Wie hätte das gehen sollen? Der Mann hatte doch noch seiner Frau zu erlauben, ob sie arbeiten durfte. Und was macht heute der Mann von Frau Merkel? Der heißt gar nicht Merkel. Auch das wäre vor 60 Jahren völlig undenkbar gewesen. Ein Mann, der anders heißt als seine Frau. Welche Unordnung das gibt.

Und was mich betrifft. Ich war Schüler in den 50ern. Entweder hießen beide Eltern gleich oder es gab nur eine Mutter. Der Vater war tot. Krieg. Davon hatten wir einige in der Klasse über die Jahre hinweg.

Und die „Ausländer“ von damals waren die, die nicht Einheimische waren. Ein Drittel meiner Mitschüler stammte von östlich der Elbe, aus dem, was damals bei uns die Sowjetzone war oder aus den Ostgebieten, die nach unserem Sprachgebrauch unter polnischer oder sogar russischer Verwaltung standen. Heute sehen wir das selbstverständlich als Polen und als das Gebiet Kaliningrad an, man kann sogar dorthin fahren, nach Polen ohne Probleme, die Grenze ist offen.

Damals konnte man nicht mal nach Berlin fahren, ohne einen Pass zu besitzen und zweimal kontrolliert zu werden. Nach Polen ging schon gar nicht. Nur mit Visum konnte man nach Stettin, wenn man es denn überhaupt bekam.

Auch die Lehrer meiner Klasse kamen vielfach aus dem Osten, aus Breslau, Riga, Thüringen, Pommern, Königsberg, Glatz. Heute kommen sie zunehmend aus Italien, der Türkei oder Ex-Jugoslawien.

Und damals redeten die Lehrer von einer Heimat, die nicht mehr da war. Und sie redeten von Russen, die ihnen alles weggenommen hatten. Oder vom Krieg. Heute redet keiner vom Krieg. Kein Lehrer hat Kriegserfah-

lung. Damals hatten alle meine Lehrer Kriegserfahrung, erst ab etwa 1960 gab es jüngere, die das nicht mehr erlebt hatten.

Wie Krieg aussah, oder was sie davon mitteilen wollten, das hörten wir ständig, in jeder Woche, von unseren Lehrern. Dass es noch eine andere Kriegswirklichkeit gab, von der sie nicht erzählten, das wussten wir damals wiederum nicht: von Judenvernichtungen, von verbrannter Erde oder der Annektierung und Ausbeutung der eroberten Gebiete.

Heute machen die Schulen Projekte und suchen händeringend Ältere – uns Zeitzeugen, die noch das eine oder andere selbst erlebt haben. Vor mehr als 60 Jahren.

Und was war sonst anders? Man muss da nur hinsehen, was heute unser Leben und unseren Alltag bestimmt: iPhone & Co sind es heute – damals hatten die meisten nicht mal ein Telefon mit Wählscheibe. Meine Eltern hatten erst in den 60ern ein Telefon zu Hause. Wenn man telefonieren wollte, musste man in die Telefonzelle. Das waren gelbe Häuschen mit viel Glas, in dem hing ein Münztelefon, zu bedienen (in späterer Zeit) mit 20 Pfennig.

Ab 18.00 Uhr war das Telefonieren billiger. Gespräche in andere Orte – Ferngespräche – waren teurer.

Man musste immer viel Kleingeld in der Hand haben und ständig nachwerfen, sonst war das Gespräch abgebrochen. Und ob man dann gleich wieder eine Verbindung bekam, war nicht sicher.

Draußen warteten auch immer andere Leute, die wollten auch telefonieren. „Fasse Dich kurz“ stand deshalb auch in Aufklebern draußen und drinnen an der Zelle.

Warten war doof, besonders wenn es anfang zu regnen. Dann klopfte man ungeduldig an die Telefonscheibe, um klarzumachen: Ich will da rein. Mach zu! Wenn man drinnen telefonierte, wendete man sich halb um, drehte dem Wartenden den Rücken zu. Das war angenehmer.

Manchmal gab es draußen vor der Tür aufdringliche Zeitgenossen, die wanderten mit. Drei Seiten hatte die Zelle immerhin, alle aus Glas, da konnte man dem Telefonierer schon lästig fallen. Ich stand dann in der Zelle immer so, dass ich gegen die Wand sah, an der das Telefon hing. Von da musste ich dem Ungeduldrigen draußen nicht in die Augen sehen. Nervös wurde man trotzdem.

Das mit dem Telefon habe ich selbst eher in den 60ern erlebt. Diese Telefonzellen gab es aber auch in den 50ern sehr oft – denn es gab ja nur wenige Menschen, die zu Hause ein Telefon hatten. Meine Mutter benutzte deshalb eine Telefonzelle nur, wenn sie während des Tages mal meinen Vater im Büro sprechen musste oder wenn eine Behörde anzurufen war – ab Ende der 50er hörte man dort auch Frauen zu – oder mal ein Handwerker, den man als Mieter selbst zu beauftragen hatte.

Telefonieren war also eher sehr selten. Von meinen Mitschülern gab es, wie ich meine mich zu erinnern, nur

bei zweien oder dreien ein Telefon zu Hause.

Ja, Telefon – Internet gab es natürlich auch nicht und seine Information bezog man – auch – aus dem Lexikon. Den Brockhaus in 24 Bänden kaufte mein Vater Ende der 50er. Das war eine Investition, er kostete mehrere hundert Mark, das war ein beträchtlicher Teil des Monateinkommens.

Aber der Brockhaus war eine Quelle des Wissens, auch der sexuellen Aufklärung. Denn da standen Sachen, von denen ich noch nichts gehört hatte, die mich aber sehr interessierten. So etwas zu suchen traute ich mich aber nur, wenn meine Eltern beide nicht zu Hause waren. Das war also vornehmlich, wenn meine Mutter zum Friseur oder „in der Stadt“ war, und mein Vater arbeitete ja ohnehin.

Arbeit – wieder das Thema. Ich hatte nur Klassenkameraden, bei denen die Mutter als Hausfrau zu Hause war. Wer als Mutter arbeitete, war Kriegerwitwe. Geschiedene gab es eigentlich nicht, Scheidung war zwar rechtlich möglich, aber so etwas tat man nicht. Wovon hätte dann die Frau auch leben sollen?

Obwohl mein Vater – als Rechtsanwalt – zu Hause immer mal davon erzählte, dass er Scheidungsfälle bearbeitete. Es kam also doch tatsächlich vor. Aber ich kannte keinen einzigen Fall in meinem Lebensumfeld. Arbeiten außer Haus gegen Geld taten also eigentlich nur Kriegerwitwen, denn sie mussten von etwas leben, um ihre Kinder durchzubringen, und sich

selbst.

War sonst etwas anders? Na klar, wo kaufen wir heute ein? Im Supermarkt, bei real oder Famila, und dann kommt alles in den Kühlschrank und den Gefrierschrank. Unser Gefrierschrank war der Balkon oder der Keller, etwas abhängig von der Jahreszeit. Man kaufte ja auch nicht auf Vorrat Lebensmittel. Das Geld hatten meine Eltern gar nicht.

Wenn man Nudeln brauchte, musste ich zum Kaufmann Lenz um die Ecke und ein Pfund Nudeln kaufen, oder ein halbes. Das wurde mit einer Schöpfkelle aus einem schräg stehenden viereckigen Kasten geholt, auf der Waage abgewogen und in eine spitze braune Tüte gefüllt. Abgewogen auf das Gramm genau. Gekauft wurde bei uns ganz nach Bedarf. Und Margarine – die war abgepackt – oder Butter – die wurde mit dem Buttermesser zurecht geklopft auf ihre Form und Gewicht – kaufte man nur, wenn die alte alle war, vorher nicht. Einkaufen tat man daher fast täglich. Zu Fuß. Der Kaufmann war ja auch immer um die Ecke.

Supermärkte kamen in den Fünfzigern gerade auf – mit so etwas Eigenartigem wie Selbstbedienung. Aber das ist wieder ein anderes Kapitel.

Immerhin, man sieht, es war der Alltag, der in den Fünfzigern anders war. Übrigens: Um 18.00 Uhr war mit dem Einkaufen Schluss. Dann machten die Läden zu. Ab dann begann der Feierabend. Für Alle!

Feierabend.

*Carsten Stern*

## *Begegnungen mit Orson Welles*

(1950)

Wenn ich einen Film nennen sollte, der mich in jungen Jahren fasziniert hat und bis heute, mehr als 60 Jahre später, nichts von seiner Magie eingebüßt hat, dann gibt es nur einen: „Der dritte Mann.“

Es ist, profan gesagt, ein 1949 in Wien gedrehter britischer Schwarzweiß-Thriller – und doch weitaus mehr. Ein Film noir, der die morbide Nachkriegszeit einfängt, menschenverachtende Schieber-Methoden anprangert und in vieler Hinsicht außergewöhnlich ist.

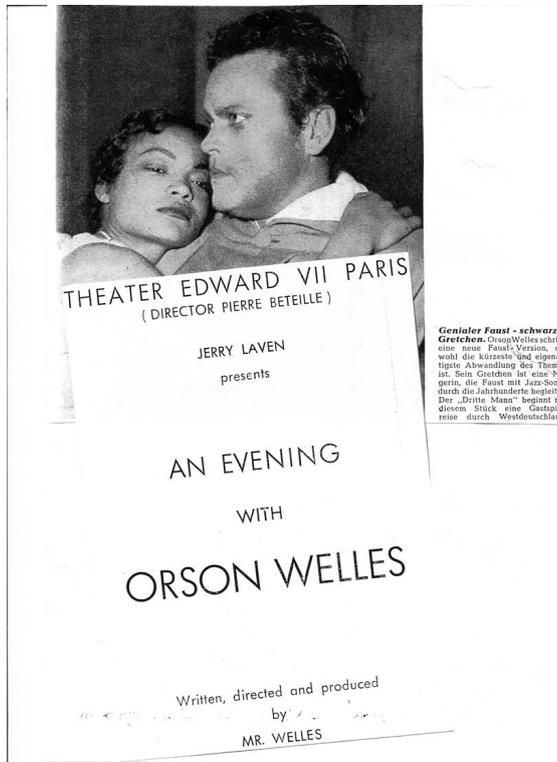
Ich sah ihn 1950. Seither ist mir der Name des Regisseurs Carol Reed geläufig; Bücher des Autors Graham Greene habe ich damals verschlungen. Wie genial aber ist dessen Script umgesetzt worden! Das triste Wien der Nachkriegszeit, zerbombt und wie Berlin aufgeteilt in vier Zonen der Besatzungsmächte, wird in Bildern von expressionistischer Intensität eingefangen. Robert Krasker, der Kameramann, dessen schräge Bilder das visuelle Markenzeichen des Films sind, bekam dafür 1951 einen Oscar in der Kategorie „Beste Schwarzweiß-Kamera“ (so etwas gab es damals noch!). Der Film ist pessimistisch, die Stimmung melancholisch. Die geniale Zithermusik, das „Harry-Lime-Thema“, das viele Sequenzen untermalt, sorgt zusätzlich für Spannung. (Carol Reed hörte den Musiker Anton Karas in einer Gaststätte spielen und engagierte ihn spontan für den Film.)

Wien wirkt in vielen Szenen wie ein düsteres Schattenreich, und zwar nicht nur auf dem Friedhof und in der Kanalisation. (Ein Trick: Um bei den Nachtaufnahmen das Pflaster und die Straßen sichtbar zu machen, wurden diese mithilfe der Feuerwehr ständig nass gehalten.)

Und dann die Besetzung! Orson Welles, Joseph Cotten, Alida Valli, Trevor Howard, Paul Hörbiger, Ernst Deutsch, Annie Rosar, Erich Ponto, Siegfried Breuer, Hedwig Bleibtreu.

Viele bekannte deutschsprachige Schauspieler. Ich war beglückt, mit Ernst Deutsch einen großen jüdischen Schauspieler zu erleben, der als einer der wenigen die Nazizeit im Exil überstanden hat.

Natürlich hat mich darüber hinaus das geniale Spiel von Orson Welles in den signifikanten Szenen fasziniert: Die Katze, die schnurrend um die Beine eines Mannes streicht, der in einem Hauseingang steht, die Kamera fährt hoch und zeigt schließlich ganz kurz dessen Gesicht: Es ist Harry Lime (Orson Welles); ferner seine Begegnung mit Joseph Cotten am und im Riesenrad im Wiener Prater und endlich der Showdown in der Kanalisation. Und immer wieder die Zithermusik! Dann der nächtliche Luftballonverkäufer – und schließlich die unvergleichliche Schlusszene: Anna (Alida Valli) geht in einer langen Einstellung an Martin (Joseph Cotten) vorbei, ohne ihn, der sie liebt, eines



einzigem Blickes zu würdigen.

2012 (!) wurde „Der dritte Mann“ in einer Umfrage der Filmzeitschrift 'Sight & Sound' von Filmkritikern zum besten britischen Film aller Zeiten gewählt.

1950 habe ich aber nicht nur den Film „Der dritte Mann“ gesehen, sondern bin Orson Welles in Hamburg lebhaftig begegnet – „live“ würde man heute sagen. Gehört hatte ich schon von ihm. Im Jahre 1938 hatte er in den USA mit einem Hörspiel Irritationen ausgelöst („Panik“, schrieb die Presse): Seine „Invasion vom Mars“ wirkte offenbar auf viele Hörer täuschend echt.

Nun war er auf Deutschland-Tournee, doch angeblich sollte er sich abfällig über die Deutschen geäußert haben. Da man davon ausging, dass er hier bei seinem Aufenthalt auch die weltberühmte Reeperbahn besuchen würde, hingen dort in Kneipen und Restaurants Schilder in den Fenstern: *Out of bounds to Orson Welles* – für Orson Welles verboten.

Ich aber wollte ihn unbedingt erleben! Also kaufte ich mir eine teure Karte (den Preis weiß ich nicht mehr) für seinen Auftritt im Gewerkschaftshaus (!) am Besenbinderhof.

Ich habe es nicht bereut: Mit „Time runs“, die Zeit läuft ab, präsentierte Orson Welles

eine eigene 'Faust'-Version, wobei er alle männlichen Rollen spielte. Doch: „Sein Gretchen“, schrieb eine Zeitung, „ist eine Negerin.“

Der SPIEGEL nannte sie „die bezaubernd grazile Halbmulattin“. Es war die noch blutjunge, später weltberühmte Sängerin und Schauspielerin Eartha Kitt.

Zwischendurch war Pause; Orson Welles überbrückte sie auf seine Art: Er hatte Kartenspiele mitgebracht und führte Zauberkunststücke vor. Niemand verließ den Raum.

Dies war, trotz meiner mangelhaften Englischkenntnisse, ein unvergessliches Theater-Erlebnis.

Claus Günther

## Zeitzeugen im Dialog

### Hafenkante

Journalisten brauchen nicht nur Geschichte(n), sie möchten ihre Artikel auch richtig ins Bild setzen. Da kann ich sie mit meinem umfangreichen Fotoarchiv sehr gut bedienen. Natürlich soll ein aktuelles Foto vom interviewten Zeitzeugen auch nicht fehlen, und dazu gehört ein passender Hintergrund.

Herr Karkheck von „Bild am Sonntag“ kam mit mir überein, dass das Life-Foto von mir für seinen Artikel „Das Vermächtnis der letzten Zeitzeugen“ im Hafen am Schuppen 50 aufgenommen wird, dem Liegeplatz der Schiffe der von uns vertretenen Associated Humber Lines in den Nachkriegsjahren. Hierhin brachte ich meine Passagiere zur Einschiffung und holte die ankommenden Reisenden ab, teils mit Kleinbus von „Hansen sien“ oder bei vielen Passagieren mit Jasper-Bus.

Am 25. April 2015 vormittags ging es von Sülldorf zum Hafen, wo uns am Schuppen 50 der Fotograf erwartete. Der Schuppen 50 ist seit vielen Jahren als zünftiges Hafenmuseum eingerichtet. Ich stellte mir deshalb vor, in einem nostalgischen Milieu zwischen Kisten, Seilen und Sackkarren zu stehen und so ganz gemütlich in Erinnerungen zu schwelgen!

Aber es kam ganz anders. Die bei-



den Zeitungsleute hatten sich eine ganz besondere Kulisse ausgesucht. Nämlich den Blick vom Kai am Schuppen 50 über den Hansahafen zum Grasbrook. Deshalb mussten wir über Gleise und Betonstege am Schuppen 50 und 51 vorbei bis zur Verankerung eines großen Krans laufen, wo ich meinen „Standort“ erhielt. Der Steg bis zur Hafenkante war ca. 80 cm breit. 45 cm für mich, 35 cm bis zum „Abgrund“ (Foto).

So sturmerprobt wie früher bin ich aber nicht mehr, hatte ein ziemlich mulmiges Gefühl. Und ich dachte an meine Passagierin, Frau Vielhaben, die abends in Hull am Kai unserer Reederei, Associated Humber Lines, „ihr“ Schiff, die „Harrogate“, suchte und zwischen Schiff und Kaimauer ins Hafenbecken gefallen war. Zum Glück war sie eine gute Schwimmerin, kam wieder hoch, schrie um Hilfe, an Bord wurde es lebendig, und Captain Walter (himself!!) rettete sie über eine Jakobsleiter. Auch hierüber

habe ich Dokumente vorliegen.

Klar, dass mir dieses Drama nun in den Sinn kam, und ich klammerte mich noch mehr an den eisernen Kranfuss.

Der Fotograf ließ sich Zeit, die 10-

15 Minuten kamen mir vor wie eine Stunde. Der Artikel erschien am 3. 5. 2015 in der „Bild am Sonntag“.

Fazit: Zeitzeugen leben gefährlich!!!

*Lore Bünger*

### Gymnasium HH-Othmarschen

Unter Anleitung der Lehrerin, Frau Nippert, hat sich das Gymnasium mit drei Schülern/innen, Dana Christina Moch, Charlotte Leonie Margaretha und Steffen Bedies, an dem „Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten 2014/2015“ mit dem Thema „Anders sein. Außenseiter in der Geschichte“ beteiligt.

Die drei etwa 15 Jahre alten Schüler/innen haben das „Anderssein von

Jugendlichen und jugendliche Außenseiter in Hamburg während der Zeit des Nationalsozialismus“ zum Thema gewählt.

Neben intensiven Archiv-Recherchen waren hierbei auch Interviews mit drei unserer Zeitzeugen (Bünger, Petersen, Simonsohn) als Informationsquelle beteiligt.

Die drei Schüler/innen wurden in ihrer Alterskategorie in diesem Wettbewerb Hamburger Landessieger.



*Helene Lange Schule Klasse 10d.: Zum zweiten Mal beantworten Ingeborg Schreib-Wywiorski und Wilhelm Simonsohn in Begleitung von H. G. Schmidt die Fragen der Schüler/innen. Links daneben die Lehrerin Anne Fielding.*

Damit konkurriert der Beitrag der drei Schüler/innen mit den Landessiegern aller Bundesländer um den Sieg auf Bundesebene. Im Herbst fällt die Entscheidung.

*Wilhelm Simonsohn*

### Ilse-Löwenstein-Schule

Wilhelm Simonsohn, Hans-Günther Schmidt und ich, die Verfasserin, waren am 28. Mai 2015 in der Stadtteilschule Barmbek Süd in der Ilse-Löwenstein-Schule. Diese Schule gibt es erst seit 2 ½ Jahren; sie ist ein Ableger der Heinrich-Hertz-Schule.

Benannt wurde sie nach einem jüdischen Mädchen, das in der Humboldtstraße aufgewachsen ist, mit 17 Jahren nach Auschwitz deportiert wurde und dort ums Leben kam.

Karen Lührmann ist Lehrerin einer 5. Klasse – die Schüler/-innen sind etwa 11 Jahre alt. Sie bat um einen Zeitzeugenbesuch anlässlich einer Projektwoche zum Thema Judenver-

folgung. Wir hatten noch nie so junge Diskussionspartner und waren gespannt auf die Fragen.

Wir wurden sehr freundlich empfangen. Die Mädchen hatten Kuchen gebacken, den wir in der Pause unbedingt probieren mussten. Wir saßen in einem Kreis. Die Schüler/-innen waren sehr diszipliniert, sie meldeten sich mit erhobenem Finger. Ein Mitschüler, der dazu benannt worden war, rief immer ein Kind auf, das dann seine Frage stellen konnte. Es war kein Durcheinander und alles hat wunderbar geklappt.

Wir stellten uns kurz vor.

Wilhelm Simonsohn war im Krieg bei der Luftwaffe. Somit konnte er sich vor Fragen von den Jungen, die das Fliegen betrafen – besonders seine beiden Flugzeugabstürze und die Fallschirmsprünge – kaum retten. Sie wollten auch wissen, ob er Angst gehabt und ein Gewehr hatte. Das verneinte er und erklärte, dass er das

Flugzeug geflogen hätte und aus der Höhe gar keine Menschen sehen konnte. Auf Menschen hätte er nie geschossen.

Es kamen sehr viele technische Fragen zum Flugzeug. Wilhelm Simonsohn sagte des Öfteren, sie möchten jetzt nicht mehr



*Klasse 5, Lehrerin Karen Lührmann, 28.5.2015, Humboldtstraße 89.*

Fragen zu seinen Flugzeugerfahrungen stellen, sondern zum letzten Krieg allgemein und zur Judenverfolgung. Sein Adoptivvater war Jude und kam ins KZ, ebenso war der Vater meines Mannes Jude und war ebenfalls im KZ. Wir konnten da schon einige Fragen beantworten.

Es waren sympathische, aufgeschlossene Kinder, die viele altersgemäße Fragen stellten und vielseitig interessiert waren. Die Zeitzeugen-Gespräche mit Elfjährigen zu führen war für uns eine neue, sehr aufschlussreiche Erfahrung.

Waltraut Ullmann

#### Feedback der 9a vom Albert-Schweitzer-Gymnasium

„Vielen Dank, dass Sie bei uns waren. Ihre beiden Geschichten fand ich sehr spannend und interessant. Bei Ihnen Frau Ullmann, fand ich die Erzählung über Ihre Flucht sehr interessant und man konnte es sich gut vorstellen.“

Bei Ihnen Herr Günther, hat mich die Geschichte mit Ihrem Vater sehr interessiert und wie sie es geschafft haben, trotz einem Vater in der SA, Ihre Sichtweise zu ändern (wie mit dem Judenspruch). Ich finde es toll, dass Sie als Zeitzeugen Ihre Geschichten erzählen. So kann man sich immer besser in diese Zeit versetzen.“

„... und ich fand Ihre Offenheit sehr gut.“

„Vielen Dank, dass Sie uns Ihre Lebensgeschichte so interessant und lebhaft erzählt haben.“

„Es war mal was anderes zu erfahren, was in der NS-Zeit passiert ist. Im Unterricht wird es einem sachlich erklärt, was im 2. Weltkrieg passiert ist. Als Sie es uns erzählt haben, wie Sie den 2. Weltkrieg erlebt haben, konnte man es sich viel besser vorstellen.“

Zusammenstellung: Nadine Daxl

Liebe Frau Scheib, lieber Herr Simonson,  
 wir möchten uns sehr für Ihren Besuch bedanken. Sie konnten uns Ihre Geschichten näher bringen und das Leben in der Kriegszeit verständlich machen.  
 Wir fanden es sehr interessant, wie Sie Ihre persönliche Geschichte erzählt haben.  
 Ihr Schicksal war für uns sehr berührend. Die Art, wie Sie Ihr Erleben erzählten löst uns Respekt aus.  
 Mit herzlichen Grüßen,  
 die Klasse 9c

Albert-Schweitzer-Schule, 10. 7. 2015, 9c

## Hibakusha – Kinder-Überlebende – Peace Boat

„Wir haben uns geschämt, Überlebende zu sein. Wir haben uns geschämt, verstrahlt zu sein.“ „Ich habe Amerika gehasst!“

Alle Familienangehörigen sind tot. Wer nicht durch die Atombombe in Hiroshima oder Nagasaki umgekommen ist, ist Jahrzehnte später an Krebs gestorben. Ihre Kinder sind an Krebs gestorben. Aus ihren Familien sind sie heute die einzigen, die überlebt haben.

Ms. Mitamura, Mr. Miyake und Mr. Ito sind drei Überlebende, die etliche Monate mit der Organisation Peace Boat, einem ganz speziellen Kreuzfahrtschiff, um die Welt fahren und erzählen, wie sie den Abwurf der Atombombe überlebt haben. „Nie wieder Atombomben. Schafft Atombomben ab!“ ist ihr Appell an die Welt, mit dem sie auftreten.

Hamburg ist seit 2009 Mitglied der Organisation „Mayors for Peace“, in deren Rahmen die Hansestadt am 3. Juni 2015 auf dem Programm der Japaner stand, die an diesem Tag von Warnemünde anreisten.

Die Station in Hamburg fand angemessen in der Krypta der kriegszerstörten Nikolaikirche statt, einem Ausstellungsraum über den Feu-



V. l. n. r.: Ms. Mitamura, Moderator Karlheinz Goetsch, Lore Bünger, Mr. Miyake, Lisa Schomburg

ersturm Gomorrha; Bürgermeister Scholz hielt die Ansprache und ließ es sich nicht nehmen, die gesamte Veranstaltung lang den Schilderungen zuzuhören. Die Japaner trafen auf drei Zeitzeugen aus Hamburg, die hier die schweren Bombenangriffe des Feuersturms von 1943 auf die eine oder andere Weise miterlebt hatten: Lore Bünger, Lisa Schomburg und Harald Hinsch.

Und alle sechs trafen auf Schüler aus vier Hamburger Schulen, die die große Mehrzahl der Zuhörer bildeten. Für sie ergab sich zwei Stunden lang die einmalige Gelegenheit, nicht nur zu hören, was alle erlebt hatten, sondern auch Fragen zu stellen.

Fast unvorstellbar, dass alle drei Überlebenden vor der Atombombe in Bunker flüchten konnten: Einer



*Lore Büniger, Mr. Miyake*

sprang aus einer Straßenbahn, die ins Zentrum fuhr, als er den Lichtschein der Bombe sah. Eine andere konnte sich mit ihrer Familie vom Mittagessen weg in den Bunker retten.

Oder eine deutsche Schilderung der damals 13jährigen Lisa Schomburg: Nach Stunden Verschüttetsein, nach stundenlangem Fußmarsch auf zerstörten Bahngleisen vom Hauptbahnhof nach Hause nach Wilhelmsburg, nach Angst und Glück, noch zu leben, empfing sie ihre Mutter mit einer schallenden Ohrfeige: „Wo bist du so lange gewesen?!“ Oder die Schilderung von Harald Hinsch, die die Japaner sichtlich bewegte: Selbst die dicken Wände des Bunkers wackelten von den langanhaltenden Bombenabwürfen.

Der World Future Council war der weitere Mitveranstalter dieses Treffens, das bei allen Beteiligten, jung wie alt, einen tiefen Eindruck hinterließ.

Für den Schreiber dieser Zeilen war besonders beeindruckend zu erfahren: Diese Japaner hatten bis vor weniger

als 10 Jahren sich mit ihren Erfahrungen noch nicht an die japanische Öffentlichkeit gewagt, die Gesellschaft war noch nicht aufnahmebereit dafür. Persönlich haben sie auch Jahrzehnte gebraucht, bis sie von ihren Erlebnissen erzählen konnten. Und der Hass, den einer der Teilnehmer über Jahre hinweg gegen die Amerikaner hatte, wurde aufgelöst durch die Beschäftigung mit der Bibel und Jesus Botschaft: „Liebe deine Feinde“, die er anfangs für völlig absurd hielt.

Ms. Mitamura wurde durch ein Medikament vom Hass befreit, das von den Amerikanern kam und ihre TBC heilte.

Es sind solche Details über das Leid und seine Folgen, die Gespräche mit Zeitzeugen aus anderen Teilen dieser Welt so menschlich machen und die



*Mr. Ho, Harald Hinsch, Mr. Mitamura, Moderator Karlheinz Goetsch*

durch kein Geschichtsbuch zu vermitteln sind. Mögen uns solche Begegnungen noch eine ganze Weile erhalten bleiben.

*Carsten Stern*

## *Metropolis Kino, DVD-Premiere*

Erfolgreiche Premiere der sechsteiligen DVD-Reihe „Hamburger Zeitzeugen berichten, 1933-47“. Im gut gefüllten METROPOLIS-Kino fanden sich am Sonntag, 3. Mai 2015, über 150 Besucher/innen ein, die mit Spannung einen Zusammenschnitt der Reihe in ca. 90 Minuten erleben durften.

Lob wurde dabei den beiden Filmmachern Rolf Jacobson (im Vordergrund) und Gunter Cornehl (unten rechts) zuteil. Nach der Initialzündung durch Cornehl vor fünf Jahren war es schließlich Jacobson, der in

vielen Interviews mit Hamburger Zeitzeugen während der letzten drei Jahre ein Beispiel gegeben hat, wie Geschichte anschaulich vermittelt werden kann.

Positiver Nebeneffekt: Es wurden Spenden gesammelt, die dazu beitragen, die in Eigenregie entstandene Produktion mit zu finanzieren. Weiterhin freuen sich beide Filmmacher über kleinere (und größere) Spendenbeiträge. Bei Interesse (und Bezug): Seniorenbüro Hamburg, Tel. 040-30399507.

*U. Kluge*



## *Zeitzeugen Quickborn ... erlebt und aufgeschrieben*

„Wollen Sie sich auch mit uns erinnern?“ lautet die Einladung der Zeitzeugenbörse Quickborn an die Leser/innen ihres frisch erschienenen Buches. Auf 192 Seiten folgen darin 40 (!) lesefreundliche Geschichten, die z. B. zu Überschriften wie „Kindheit und Jugend“, aber auch zu „Heimat“ und zur „Nachkriegszeit“ übersichtlich zugeordnet sind. Die Sortierung lässt sich wie eine Biografie lesen – mit vielen divergierenden Erlebnissen, die zu den Lebensabschnitten möglich sind.

Sich erinnern heißt, sich seiner „Heimat“ bewusst zu werden. Aber auch: Die Erosionen wahrzunehmen, denen lieb gewonnene Erinnerungsstücke ausgesetzt sind. So schreibt Uwe Neveling über „Meine Straße“, als er eine Statue des österreichischen Freiheitskämpfers besichtigt: „In der *Andreas-Hofer-Straße*“ habe ich zehn Jahre meiner Kindheit verbracht. Auch nach späteren Umzügen zog es mich immer wieder zu dieser Straße hin. (...) Ich bin wieder dagewesen.

Zeitzeugen Quickborn

*... erlebt und  
aufgeschrieben*



*Ursprünglich war die Straße 200 Meter lang. Da, wo früher ein Feldweg war, ist sie verlängert worden. Sie bringt es jetzt auf gute 600 Meter. Es wurden auf beiden Seiten neue Häuserblocks gebaut. Ich bin etwas traurig, dass man meine Straße so verfremdet hat.“* Wer kennt das nicht? Gute Bücher machen das Nachempfinden leicht!

„...erlebt und aufgeschrieben“, Zeitzeugen Quickborn. Erschienen bei BoD, Norderstedt, ISBN 978-3-7386-1612-5 für 7,99 €. *Ulrich Kluge*

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Nadine Daxl, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Ingeborg Schreib-Wywiorski, Carsten Stern. Wir danken allen Autorinnen und Autoren, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.

**Seniorenbüro**  
ENGAGEMENTFÖRDERUNG IN HAMBURG  
**Hamburg e.V.**

V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 60): Redaktionsschluss: 1. Dezember 2015

---

## Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

---

### **Gruppen Erinnerungsarbeit**

Selbst Erlebtes thematisch erinnern, miteinander diskutieren und aufschreiben.  
Für Interessierte, Einsteiger und „alte Hasen“. Erinnerungen aus dem Nationalsozialismus, dem geteilten Deutschland; vom Krieg und aus dem Alltag.

#### **Gruppe Hamburg (City)**

Leitung: Dr. Werner Hinze  
Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat,  
von **10.00-12.00 Uhr**,  
im Seniorenbüro, Brennerstr. 90.  
September 2015: Di., 01. + 15. 09.  
Oktober 2015: Di., 06. + 20. 10.  
November 2015: Di., 03. + 17. 11.  
Dezember 2015: Di., 01. + 15. 12.  
Januar 2016: Di., 05. + 19. 01.

#### **Gruppe Quickborn**

Leitung: F. Schukat, U. Neveling.  
Jeden 1. und 3. Do. im Monat,  
**10.00-12.00 Uhr**. Freizeitraum Kirchengemeinde, Lornsenstr. 21-23,  
Quickborner Heide.

#### **Gruppe Ahrensburg**

Leitung: Elke Petter.  
Jeden 1. Freitag, **10.00-11.30 Uhr**.  
Im Peter-Rantzau-Haus, Manfred-Samusch-Str. 9.  
Tel. 04102- 21 15 15

#### **Interkulturelles Erzählcafé**

Leitung: Kathrin Fredebohm  
Jeden letzten Freitag im Monat, 11.-  
14.00 Uhr. Für Dulsberger und für  
Menschen mit Migrationshintergrund. Im „Senioren Treff Dulsberg“, Dulsberg-Süd 12.  
Tel. 040- 6965 8084

#### **Gruppe Wedel**

Leitung: Dorothea Snurawa  
Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erdgeschoß, 10.00 – 12.00 Uhr.  
Di., 13. Okt. 2015: „Flucht aus dem Iran“.  
Di., 12. Jan. 2016: „Spiele und Spielsachen aus unserer Jugend“.  
Kontakt: Tel.: 04103-1895255.  
[www.zeitzeugenboerse-wedel.de](http://www.zeitzeugenboerse-wedel.de)

#### **Erinnerungswerkstatt Norderstedt**

Beim Lernverbund Norderstedt, jeden  
2. Dienstag, **10.00 Uhr**, im DRK Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124.  
Infos: [www.ewnor.de](http://www.ewnor.de)

#### **Vierteljahrestreffen**

Jahresabschluss am **Montag, 07. Dez. 2015, 15.00-18.00 Uhr**,  
im Gemeindehaus St. Ansgar, Niendorfer Kirchenweg 18.  
Thema wird noch bekanntgegeben  
oder im Seniorenbüro erfragen.

#### **Kontakt**

ZZB-Geschäftsstelle Hamburg  
Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A.  
Seniorenbüro Hamburg e.V.,  
Brennerstr. 90, 20099 Hamburg  
Tel. 040 – 30 39 95 07  
[zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de](mailto:zeitzeugen@seniorenbuero-hamburg.de)  
[www.zeitzeugen-hamburg.de](http://www.zeitzeugen-hamburg.de)